

FEDERICO INVERNI

A high-contrast, black and white close-up photograph of a person's face. The focus is on the eyes, which are a deep, intense blue. The person has dark, well-groomed eyebrows and a prominent nose. The lighting is dramatic, with strong highlights and shadows, giving the image a somber and mysterious feel.

# DAS OPFER NULL

THRILLER



FEDERICO INVERNI ist das Pseudonym  
eines italienischen Autors, »Das Opfer Null«  
ist sein erster Roman. Um sein Buch für sich  
selbst sprechen zu lassen, hat er sich  
entschieden, anonym zu bleiben.

Besuchen Sie uns auf  
[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de) und Facebook.

FEDERICO INVERNI

**DAS  
OPFER  
NULL**

THRILLER

Aus dem Italienischen  
von Sigrun Zühlke



**PENGUIN** VERLAG

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Die italienische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
»Il Prigioniero Della Notte« bei Corbaccio, Mailand.



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

Copyright © 2016 by Federico Invernì  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016  
by Penguin Verlag,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Cornelia Niere  
Covermotiv: Arcangel/Roberto Pastrovicchio  
Redaktion: Brigitte Lindecke  
Umsetzung eBook: Greiner & Reichel, Köln  
ISBN 978-3-641-20315-3  
V002  
[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)

*Er war tot, aber das würde sich bald ändern.*

*Das war zumindest die Hoffnung. Meine Hoffnung, weil man, um zu hoffen, davon ausgehen muss, dass es eine Zukunft gibt, auf die eine oder andere Weise. Und in seinen Gedanken schien kein Platz für die Zukunft zu sein, schien es kein Morgen zu geben: Der zeitliche Horizont war für ihn so wenig greifbar wie Regen, den man zwischen den Fingern zerdrücken will.*

*Als die Tür sich öffnete, um ihn hindurchzulassen, schien mir durch den Türspalt ein Konzert aus Zischen, ein an- und abschwellendes Glockengeläut und metallisches Knirschen zu dringen. Ich schaute ihm zu, wie er die Schwelle überschritt, und beobachtete sein unbewegliches, gespenstisch bleiches Gesicht.*

*Dann schloss sich die Tür, und er war weg und ließ eine blinde Stille zurück, die von den hellgrünen Wänden des Krankenhauses widerhallte.*

*Jetzt konnte ich nur noch warten.*

*Als kleinen Scherz des Schicksals – auch wenn ich es mir zur Auflage gemacht habe, diesen Begriff niemals zu verwenden, nur um meinen Ängsten einen Namen zu geben – spürte ich plötzlich eine elektrische Entladung unter der Haut im Nacken.*

*Ich legte die Hand auf diese Stelle, unter dem Haaransatz, und strich mit den Fingerkuppen darüber. Und machte mir damit eine Geste zu eigen, die bis zu jenem Augenblick nicht meine gewesen war, sondern seine.*

*Er war wie tot, aber vielleicht würde sich das bald ändern.*

# FREITAG

## 1

Das Vibrieren des Handys rüttelte Lucas aus seiner Benommenheit.

Es war kurz vor sieben, Freitagabend, und er war vor etwas mehr als einer Stunde nach Hause gekommen, nach beinahe zwanzig Stunden Dienst, doch sein Verstand hatte das bereits alles vergessen. Die langwierige, zermürbende und kräftezehrende Vernehmung des Mannes, die endlosen Fragen nach den siebenunddreißig Jahren seiner Ehe, nach der Beziehung zu seiner Frau, die Tränen in seinen Augen, während er erklärte, dass er sich nicht damit abfinden, dass er nicht ohne sie leben könnte, dass er nicht wüsste, wo sie sich aufhielt und warum sie gegangen war. Die Intuition. Die Fahrt im Transporter, zusammen mit der Gerichtsmedizinerin, Sasha Grass. Das Auffinden der Leiche, das erloschene Gesicht der Frau, die hinter einer Backsteinmauer in dem kleinen Haus in den Bergen eingemauert war, das dem Schwiegervater des Ehemannes gehörte.

Lucas hatte die Gedanken daran beiseitegeschoben, so wie man einen Projektor am Ende einer Filmvorführung ausschaltet, und als er den Fuß in seine Wohnung gesetzt hatte, war ihm nur noch der etwas ranzige, durchdringende Geruch am Leib geblieben, wie ein Abflussgraben auf dem Land, und eine bleierne, körperliche Erschöpfung.

Die Wohnung war leer. Doch wie immer kam es ihm vor, als sei jemand da gewesen. Jemand, der nicht er war. Jemand, der seine Sachen angefasst, seine spärlichen materiellen Erinnerungsstücke berührt hatte. Doch er wusste, dass das nur ein Eindruck war, zumindest hatte er es gelernt.

Er hatte kurz an Kathryn gedacht.

Hastig und gedankenlos hatte er im Flur seine Kleider ausgezogen, sie auf dem Boden liegen gelassen und sich auf dem Bett ausgestreckt. Er wusste, dass er eine Notiz schreiben musste, und hatte es auch getan: Ein paar Wörter in schwarzer Schrift auf dem Notizblock, der stets griffbereit auf dem Nachttisch lag, auf dem er bereits das Telefon und die Armbanduhr abgelegt hatte.

Er wollte nur ein paar Minuten die Augen zumachen, nur kurz die müden Glieder entspannen. Er wusste, dass er noch duschen musste. Er wusste, dass er zu Abend essen musste. Er wusste, dass er noch etwas Sport machen musste – das in der Erinnerung abgespeicherte Programm sah für jenen Abend Dehn- und Bauchmuskelübungen vor –, bevor er schlafen ging. Er wusste, dass er die Tabletten nehmen musste, und er wusste, in welcher Reihenfolge und mit welchem Abstand voneinander. Er wusste, dass er schlafen musste. Er brauchte Kathryn nicht, um sich an all diese Dinge zu erinnern.

Deshalb wollte er sich einfach nur ein paar Minuten der Dunkelheit hinter seinen Augenlidern widmen.

Er hatte sie gesenkt.

Und, ohne es zu bemerken, hatte er sich verloren.

Lucas reagierte nicht auf das Handy, das auf seinem Nachttisch vibrierte.

Er war hochgeschreckt und hatte sich schweißgebadet im Bett aufgesetzt. Mit weit aufgerissenen Augen schaute er sich verwirrt um. Sein Blick fiel auf den Spiegel über der hellen Holzkommode. Im Spiegelbild sah er ein unbekanntes Gesicht mit eher regelmäßigen Zügen. Hohe Stirn, kurz geschorenes, grau meliertes Haar, das der Form des Schädelns folgte, ausgeprägte Geheimratsecken. Der Bart war einen Tag alt, vielleicht zwei: Das konnte er nicht mehr nachvollziehen, weil er aufgehört hatte, auf Kleinigkeiten wie die Zeit zu achten, wie auch auf viele andere Belanglosigkeiten. Grüne Augen, dunkel, verlorener Blick.

Er war sicher, dass er sich nicht erkannte.

Das Handy vibrierte erneut, und Lucas' Blick suchte die Geräuschquelle. Auf dem Nachttisch lagen eine Uhr, ein Handy und ein aufgeschlagener Notizblock. Darauf stand etwas geschrieben. Er ging ein wenig näher heran, las, dann löste er den Blick, wiederholte die Worte im Stillen und las sie noch einmal.

Es verging eine Minute in vollkommener Reglosigkeit, in absoluter Stille.

Er ließ eine weitere Minute verstreichen.

Als das Handy wieder zu vibrieren begann, nahm er es in die Hand. Auf dem Display stand ein Name, und Lucas war es, als kannte er ihn, wenn auch nur flüchtig. Er drückte auf den Knopf und nahm den Anruf an.

»Lucas, warum bist du nicht drangegangen? Du hast doch wohl nicht geschlafen, oder?«, sagte die Stimme am anderen Ende, die erregt auf ihn

einstürmte.

Lucas war alles andere als wach, aber er zwang sich, ein paar unverständliche Worte zu murmeln, die seinen Kollegen für den Augenblick zu beruhigen schienen.

Er versuchte, sich zu bewegen, vom Bett aufzustehen, aber er fühlte sich wie eine Fliege, die dem Geruch eines Fliegenfängers erlegen war. Die Stimme am Telefon zwang ihn, sich an die Realität zu klammern.

»Lucas! Meine Güte, nun sag schon was!«

»Ich ruf dich in fünf Minuten zurück«, murmelte Lucas und kam dem Protest seines Kollegen zuvor, indem er auflegte.

Er holte Luft.

Exakt fünf Minuten später nahm er das Handy, drückte eine Kurzwahltaste und setzte sich mit Martin in Verbindung, seinem Kollegen im Dezernat.

»Da bin ich«, sagte er.

»Ich brauche dich.«

»Schieß los.« Eine Redensart, die Lucas nur Martin gegenüber verwenden konnte.

»Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen ... Es hat eine Schießerei gegeben, vor, lass mich nachsehen ... siebenundzwanzig Minuten. Ein Heckenschütze. Großkaliber.«

»Wo?«

Martin nannte ihm den Straßennamen und fuhr dann fort: »Die Augenzeugen stehen unter Schock, wir sind noch dabei, die Ereignisse zu rekonstruieren. Unterm Strich sieht die Lage folgendermaßen aus: Ein voll besetzter Omnibus stößt mit einem Geländewagen zusammen und bleibt mitten auf der Straße liegen. Dort wird er plötzlich unter Beschuss genommen. Einige Fahrgäste haben versucht zu fliehen, aber der Scheißkerl hat Warnschüsse abgegeben und sie wieder zurückgescheucht.«

»Opfer?«

»Ein paar mit Sicherheit, aber noch ist unklar, ob durch den Unfall oder die Schüsse. Jedenfalls ist die Situation hier ... Lucas, das ist hier wie in Bagdad. Du musst sofort herkommen.«

»Bin schon unterwegs. Sprich weiter.« Das Handy zwischen Schulter und Ohr geklemmt, begann Lucas damit, die verstreuten Kleidungsstücke vom Boden aufzuklauben. Dann fiel ihm ein, dass er sich umziehen musste. Also

nahm er ein frisches schwarzes Hemd aus einer Schublade und einen Anzug in derselben Farbe aus dem Schrank.

»Die Straße ist jetzt abgeriegelt, am Anfang und am Ende stehen Polizeiposten. Wir haben den Block evakuieren lassen, soweit das möglich war. Die Rettungswagen sind bereits vor Ort, aber sie können momentan nicht viel ausrichten«, fuhr Martin fort.

»Warum?«

»Weil der Mistkerl weiterschießt. Als ein Sanitäter an den Bus ranwollte, um Erste Hilfe zu leisten, fiel sofort ein Schuss und ist direkt vor seinen Füßen in den Asphalt eingeschlagen. Ich war schon hier, Lucas, ich hab's mit eigenen Augen gesehen. Die Kugel hat ein richtiges Loch in den Boden gerissen, die Steine sind in alle Richtungen gespritzt. Der Sanitäter wurde an den Beinen verletzt, zum Glück nur leicht, er konnte sich bis hinter die Absperrung zurückschleppen. Jedenfalls kommt jetzt keiner an den Bus ran. Sobald jemand versucht, sich zu nähern, feuert der Kerl.«

»Warte mal kurz«, sagte Lucas. Er legte das Handy auf das Tischchen im Flur, schlüpfte eilig in Hose und Schuhe, dann nahm er das Gespräch wieder auf: »Gibt es Geiseln?«

»Nicht, dass wir wüssten. Aber möglich wäre es. Abgesehen davon ist jeder, der auf dieser Straße auch nur die kleinste Bewegung macht, de facto eine Geisel.« Martin holte tief Luft und atmete in einem lang gezogenen Seufzer aus, der den kleinen Lautsprecher an Lucas' Handy vibrieren ließ. »Du musst herkommen. Und zwar jetzt.«

Das letzte Wort ließ Lucas aufhorchen.

»Da ist noch was, was du mir nicht gesagt hast, Martin. Spuck's aus.«

Martin hielt kurz den Atem an, dann presste er, ohne noch einmal Luft zu holen, hervor: »Wir haben auch das Gebäude, von dem aus er schießt, durch die Hintertür evakuiert. Es ist uns gelungen, eine Telefonverbindung zu seiner Wohnung herzustellen, wir haben angerufen und ...«

»Und?« Lucas zog eine Schublade des Dielenschränkchens auf und nahm die Dienstmarke heraus. Wie immer lag auch das Pistolenhalfter darin, in dem seine Dienstwaffe steckte, eine Glock. Daneben lag die Munition. Er schob die Dienstmarke in die Innentasche seines Jacketts, ließ die Waffe jedoch liegen, wo sie war. Sollte sie ruhig weiter Staub ansetzen.

»Und?«, fragte er noch einmal, als er merkte, dass Martin seit Sekunden nichts gesagt hatte. Im Hintergrund waren das Heulen eines Martinshorns

und die herausgebrüllten Befehle der Einsatzpolizisten zu hören. Vielleicht sogar das Flappen von Hubschrauberflügeln.

»Und der Mann hat geredet, Lucas. Er hat einen Namen genannt. *Deinen*. Dich will er hier haben, sonst schießt er weiter. Und er hat gesagt, dass es keine Warnschüsse mehr geben wird.«

Das Vibrieren des Handys rüttelte mich auf.

Ich saß allein im Auto und fuhr schon seit ein paar Stunden ziellos durch die Straßen von Havens Vorstädten.

Ich versuchte, an nichts zu denken. Ich versuchte, nicht an den Fall zu denken, der mich beschäftigte, doch die einzige Strategie, mit der ich mich ablenken konnte, bestand darin, über Stephen nachzudenken, und auch diese Gedanken waren unerträglich, nach allem, was er mir angetan hatte. Stephen McCoy war ... ein Fehler gewesen, anders konnte ich es nicht beschreiben. An meiner linken Hand war noch der Verband, der mich daran erinnerte. Ein Journalist war wirklich der Letzte gewesen, mit dem ich eine Beziehung hatte anfangen wollen, und doch war es passiert. Und es hatte wesentlich länger funktioniert als erwartet, so lange, dass ich überraschenderweise schon gedacht hatte, es könnte halten.

Aber Stephen hatte mich verraten.

Nicht so, wie ein Mann eine Frau verrät, sondern so, wie eine Lüge in der Öffentlichkeit die intimste Wahrheit verrät. Ich hatte ihm vertraut, und ich hatte ihm ein Geheimnis zu viel anvertraut.

Meine Gedanken irrten durch ein Labyrinth aus lauter Sackgassen, und ich ließ sie ziellos wandern, genauso ziellos, wie ich mit dem Auto umherfuhr.

Ich griff in die Tasche meiner schwarzen Jacke und berührte mit den Fingerspitzen ein gefaltetes Stück Papier, dasselbe Stück Papier, das mich schon seit so vielen Tagen begleitete, dass ich sie nicht mehr zählen konnte.

Zumindest redete ich mir das ein, aber vermutlich war ich einfach nur noch erschöpft. In Wirklichkeit wusste ich natürlich ganz genau, wie viele Tage vergangen waren. Ich wusste es, weil Zeit für mich seit fast zwei Monaten eine vollkommen andere Bedeutung erlangt hatte. Einerseits floss sie so schnell dahin wie ein Fluss, der mich mitriss. Andererseits verging jeder Augenblick getrennt von dem vorangehenden und dem folgenden, als wäre alles in einzelne Fragmente zerbrochen.

Ich war müde. Nur noch zu kraftlosen Gedanken fähig.

Der scharfe Rand des gefalteten Papiers schnitt mir in den Finger, ich zuckte zurück und unterdrückte einen leisen Schmerzensschrei. Ich zwang mich, den Schrei zu ersticken, weil ich spürte, dass er mir sonst in der Lunge explodiert wäre.

Das Telefon vibrierte von Neuem.

Ich zog es aus der Tasche und umklammerte es so fest, dass ich das Gefühl in den Fingern verlor und die Knöchel weiß wurden. Ich sah auf das Display. Freitag, sieben Uhr abends. Eine Nachricht auf der Mailbox.

Ich drückte ein paar Tasten und hielt mir das Handy ans Ohr.

»Anna, ruf mich so schnell wie möglich zurück. Wir haben hier ...«

Ich ließ sie nicht ausreden. Ich legte auf und warf das Telefon verärgert auf den Beifahrersitz.

Die Stimme gehörte Sasha, und ich brauchte mir nicht die gesamte Nachricht anzuhören, um zu wissen, was sie mir so Dringendes mitzuteilen hatte.

Doch dann durchzuckte mich ein Gedanke.

Irgendetwas war anders dieses Mal. Im Kopf überschlug ich rasch die Tage. Es war noch zu früh.

»Verdamm!«

Entnervt trat ich auf die Bremse und kam gerade noch vor einer roten Ampel zum Stehen, die ich erst in letzter Sekunde gesehen hatte. Hinter mir protestierte jemand mit lautstarkem Hupen, aber es drang nur wie ein fernes Echo durch meine Wut zu mir durch, wie ein Hintergrundgeräusch.

Für einen Augenblick sah ich mein Gesicht in der Windschutzscheibe gespiegelt, durch das Licht der Ampel in lebhaftes Rot getaucht.

Ich schlug mit der Hand aufs Lenkrad, einmal, zweimal, zehnmal, und achtete nicht auf den Schmerz in der verletzten Hand, im Gegenteil, ich begrüßte ihn sogar. Der Schrei, den ich eben noch hatte unterdrücken können, zerriss mir nun die Lungen und quälte meine Kehle, ließ mich atemlos zurück, den Kopf an die Lehne gestützt, die Augen aufgerissen und leer.

Das Hupkonzert schwoll zu einem ohrenbetäubenden Lärm an, doch mit der Wut, die mich durchtoste, konnte es nicht mithalten.

Ich musste mich beherrschen. Die Wut konnte ich jetzt nicht brauchen.

Meine Wut war ein Fluch, ein Fluch, der jederzeit unvermittelt über mich hereinbrechen konnte.

Während die Fahrer der Wagen hinter mir auf mich einpöbelten und Anstalten machten, auszuscheren und unter lautem Protest um mich herumzufahren, sprang die Ampel wieder auf Rot, wurde wieder grün und dann abermals rot, während ich reglos sitzen blieb, verloren in der Einsamkeit meines Atems.

Ohne hinzusehen, tastete ich nach dem Telefon und tippte auf die Rückruftaste.

Sasha meldete sich beim ersten Klingeln.

»Anna.«

»Sag mir, wo ich himmuss. Ich komme sofort.«

### 3

Lucas fädelte sich ohne Blaulicht und Sirene in den Verkehr ein und schaffte es, sich durch die belebtesten Verkehrsknoten zu mogeln, indem er sich in die Lücken zwischen den anderen Fahrzeugen zwängte und Ampeln und Straßenschilder ignorierte, ohne den Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Während der gesamten Fahrt hielt ihn Martins Stimme in seinem Ohrhörer weiter über die Lage auf dem Laufenden.

Soweit Martin und die anderen es den Zeugenaussagen entnehmen konnten, hatte alles gegen acht Uhr vierzig begonnen, als der Bus der Linie D77 an einer Haltestelle gehalten hatte.

Etwa ein Dutzend Leute waren ausgestiegen und ungefähr ebenso viele an Bord geblieben. Ein paar neue Fahrgäste waren zugestiegen. Wenige Sekunden später, als der Bus gerade wieder angefahren war, hatte es einen lauten Knall gegeben.

Der Busfahrer musste aus dem Augenwinkel gesehen haben, wie ein junger Mann um die dreißig, der als Letzter ausgestiegen war, blutüberströmt zu Boden ging. In Panik hatte er das Lenkrad herumgerissen und das Gaspedal durchgetreten, um vom Bordstein wegzukommen, und mit der Schnauze des Busses einen vorbeifahrenden Geländewagen gerammt.

Die bereits durch den Schuss aufgeschreckten Menschen auf der Straße waren nach dem krachenden Zusammenstoß schreiend in alle Richtungen davongelaufen.

»Und von da an ist alles immer nur noch schlimmer geworden«, hatte Martin seinen Bericht geschlossen.

Für einen Moment hatte sich eine unwirkliche Stille über die Straße gelegt, die gleich darauf von den Sirenen der Polizeiautos und kurze Zeit später von denen der Rettungswagen zerrissen worden war.

Ein Streifenwagen war herangerast und mit quietschenden Reifen zum Stehen gekommen, an Bord zwei Polizisten, einer davon Martin.

»Zwei unmittelbar nacheinander abgegebene Schüsse haben uns aufgehalten. Das erste Geschoss hat den Tank des Busses durchschlagen, das

zweite hat ihn zum Explodieren gebracht. Das muss eine kleine Granate gewesen sein. Um ein Haar hätte es uns erwischt, Lucas.«

Durch die Explosion war der Bus auf die Seite geschleudert worden und hatte dabei den Geländewagen weggeschoben.

»Da waren Leute in dem Bus«, wiederholte Martin. »Ich hab sie wie in Zeitlupe gesehen, als der Bus umgekippt ist, und ... mein Gott, du hättest hören sollen, wie sie geschrien haben.«

Ein dritter Schuss wenige Zentimeter vor dem Streifenwagen hatte Martin und seinen Kollegen gezwungen, den Rückwärtsgang einzulegen und auf die Kreuzung am Anfang der Straße zurückzufahren.

»Wir mussten sie dalassen, verstehst du? Du musst dich beeilen, Lucas. Wo bist du?«

Glücklicherweise wohnte Lucas nicht allzu weit von der Straße entfernt, in der das Inferno losgebrochen war.

Sieben Minuten später war er am Tatort.

Er parkte an der Straßensperre, stieg aus, und während er die Tür hinter sich zuwarf, zog er automatisch die Dienstmarke heraus, um sie dem Posten zu zeigen.

»Martin«, sagte er ins Handy, »ich bin da. An der Kreuzung am südlichen Ende. Wo bist du?«

»Ich seh dich. Bin gleich da.«

Das Gesicht seines Kollegen, das schon im Normalfall zu leichten Rötungen neigte, war feuerrot, und seine Haltung verriet Müdigkeit und Anspannung. Mit seiner großen und stattlichen Erscheinung wirkte er oft etwas unbeholfen, verstand es im Einsatz aber dennoch, sich geschickt und präzise zu bewegen. Jetzt jedoch klatschten seine Schritte schwer und hektisch auf den Boden. Er blieb vor Lucas stehen und musterte ihn einen Augenblick, als wollte er sichergehen, dass sein Kollege ganz bei sich war.

»Du musst Kontakt zu diesem Irren aufnehmen. Und zwar sofort«, sagte er zu ihm, dann ging er weiter, ohne ihm noch einmal ins Gesicht zu sehen: Seine Augen waren auf den Tatort gerichtet, etwa hundert Meter von der Polizeisperre entfernt. Immer wieder drangen gedämpfte Hilfeschreie durch die von Rauch und Nebel gesättigte Luft: Sie kamen aus dem Linienbus, der auf die Seite gekippt mitten auf der Fahrbahn lag, direkt neben dem Wrack eines schwarzen SUV.

»Wie heißt er?«, fragte Lucas.

»Die Nachbarn sagen, er wäre ein freundlicher Mann, allenfalls ein bisschen menschenscheu. Ungefähr fünfundfünfzig Jahre alt, lebt allein, ist erst vor Kurzem eingezogen ...«

Lucas zwang sich, eine Hand auf die Schulter des Freundes zu legen, damit der sich zum ihm umdrehte, und sah ihm in die Augen.

»Später. Später die Einzelheiten. Jetzt den *Namen*.«

»Bundeigh. Theodore Bundeigh. Auf den Namen ist zumindest die Wohnung gemietet. Sagt dir das was?«

Lucas durchforstete ein paar Sekunden lang sein Gedächtnis auf der Suche nach einer Assoziation, einem Echo. Er fand nichts.

»Nein, ich erinnere mich an niemanden, der so heißt.«

»Er hat nach dir verlangt. Ich dachte, du würdest ihn kennen.«

»Es könnte ein falscher Name sein.«

»Es ist alles möglich«, schnaubte Martin, dann drehte er sich wieder zu der gut zweihundertfünfzig Meter langen Straße hinter ihnen um. Sie wirkte wie eine Welt für sich. Jenseits ihrer Grenzen, markiert durch die Polizeiautos, die Absperrbänder mit der »Zutritt verboten«-Aufschrift und die Panzersperren, die Spezialkräfte in ihren kugelsicheren Kevlarwesten und die Verkehrspolizisten, die den Verkehr umleiteten, rauschte und pulsierte die Stadt im selben Takt wie immer. Doch innerhalb dieser Grenzen, in diesem kurzen Straßenabschnitt mit Wohnhäusern, Geschäften und Tiefgaragen herrschte eine spürbare Anspannung, die von unsichtbarer Hand aufrechterhalten wurde.

Lucas folgte dem Blick seines Kollegen: Er musste sich die Szene einprägen, und zwar schnell.

»Von wo aus schießt er?«

»Siehst du das große Wohnhaus da rechts? Er befindet sich im fünften Stockwerk, wahrscheinlich liegt er auf einem der Balkone oder steht hinter einem der Fenster an der Ecke.«

»Und unsere Scharfschützen?«

»Er schießt auf alles, was sich bewegt, insofern ist es unmöglich, in die Gebäude zu gelangen, deren Eingänge zur Straße liegen. Wir haben ein Team aus vier Männern, die gerade versuchen, durch einen Hintereingang in das Haus gegenüber zu kommen, aber dazu werden sie Zeit brauchen und ...«

»Und selbst wenn alles gut läuft, werden sie kein freies Schussfeld bekommen. Dieses Haus ist niedriger als das des Heckenschützen, es hat nur drei Geschosse. Was ist mit dem Hubschrauberteam?«

»Da oben«, sagte Martin und zeigte mit ausgestrecktem Arm auf einen dunklen Schatten, der sich vom beinahe schwarzen Himmel abhob. »Aber der Balkon ist tief und durch den Dachüberstand gedeckt, und wenn der Schütze sich wirklich darauf befindet, kann er sich jederzeit in die Wohnung zurückziehen und aus einem der Fenster weiterschießen.«

»Oder er steht sowieso schon an einem der Fenster, wie du sagtest.«

Martin nickte. »Wenn das so ist, dann hat er exzellente Arbeit geleistet. Er muss ein Loch in die Fensterscheibe geschnitten haben, in der Wohnung brennt kein Licht, es gibt keinerlei Spiegelungen.«

»Militärische Ausbildung.«

»Mit Sicherheit. Das erkennt man auch an der Art und Weise, wie er schießt.«

»Und wir wissen nicht, ob er eine Geisel hat ...«

»Ganz genau. Folglich können wir nicht einfach auf Verdacht auf sämtliche Fenster schießen. Auch wenn ich das gern täte.«

Während sie redeten, hatte Martin sich eine Zigarette angezündet, aber er schien sie vergessen zu haben. Sie war von allein bis auf den Filter heruntergebrannt, sodass die Hitze jetzt offensichtlich seine Finger erreichte, denn er warf sie mit einer beinahe verärgerten Handbewegung auf den Boden und zerrieb den Stummel unter der Schuhsohle.

»Wo ist der Transporter?«, fragte Lucas.

Martin machte ihm ein Zeichen, ihm zu folgen.

Sie waren gerade wenige Schritte gegangen, als plötzlich die Druckwelle einer Explosion sie von hinten erfasste.

Lucas wurde durch die imposante Gestalt seines Kollegen geschützt, der die volle Wucht des heißen Luftschralls abbekam. Als er sich umwandte, sah er am unteren Ende der Straße, eingehüllt in eine schwarze Wolke, dunkel und undurchdringlich, einen roten Fleck.

Während sie auf den Transporter zurannen, der hinter der Straßensperre an der Kreuzung stand, schnappte Lucas Gesprächsfetzen auf. Martin stand über einen Ohrhörer und ein am Kragen seiner Jacke angebrachtes Mikrofon mit dem Einsatzkommando in Verbindung.

Lucas hörte ihn ein »Gott sei Dank« murmeln.

Wenige Augenblicke später gefolgt von einem »Verdammte Scheiße.«

Die Sirenen waren bis hierher zu hören, untermalt vom leisen Flappen der Flügel eines Hubschraubers.

Ich suchte den Himmel in der Richtung ab, aus der das Heulen zu hören war, und dachte, dass in der Stadt etwas Schlimmes passiert sein musste. Aber ich hatte jetzt keine Zeit, mir darum Sorgen zu machen. Und es war nicht nur eine Frage der Zeit: In meinen Gedanken war nicht ausreichend Platz für etwas anderes.

»Sie wissen, was wir tun müssen«, sagte ich leise und versuchte, mehr Autorität in meine Stimme zu legen. Ich wusste, dass man mich im Allgemeinen für eine energische und selbstbewusste Frau hielt, ich wusste, dass nur das – und eine, wie mir die Berichte meiner Supervisoren mitteilten, überdurchschnittliche Begabung – mich in meiner Karriere so weit gebracht hatte. Und an diesen gottverlassenen Ort irgendwo in der Peripherie von Haven.

Der Mann neben mir antwortete nicht, jedenfalls nicht gleich. Während er weiter nach unten starrte, unfähig, den Blick von dem abzuwenden, was zu seinen Füßen lag, sah ich mich um.

*Es ist seine Erste, dachte ich. Das kann ich gut verstehen. Bei der Ersten ging es mir auch so.*

Ich verschränkte die Arme vor der Brust und ließ den Blick schweifen. Etwa sechshundert Meter entfernt glänzte das Blechdach einer riesigen Industriehalle im Mondlicht. Es hatte vor Kurzem geregnet, und die Tropfen, die noch an den Fenstern hingen, produzierten Reflexe, die das Gebäude mit einem seltsamen Zauber belegten und es aussehen ließen wie ein riesiges Hexenhaus. Die hereinbrechende Nacht mit ihrem Raunen und Flüstern verstärkte den Eindruck noch.

Ich schauderte, als ich die Feuchtigkeit vom Erdboden aufsteigen spürte, die sich wie Tentakel um meine Beine wand und mir den Rücken hoch bis hinauf zum Nacken kroch, bis zu dem Knoten, zu dem ich mein Haar bei der Arbeit immer zusammenfasste.

Ich drehte mich um und blickte zurück auf die Stadt, die sich in einem weiten Tal erstreckte, das im Westen von einer ähnlichen Hügelkette begrenzt wurde wie der, in der ich mich gerade befand. Im Osten verband sich die unendliche schwarze Weite des Ozeans mit der Nacht. Das Gewirr aus Häusern und Straßen sah aus, als hätte ein Flugzeug Schrott abgeworfen. Ich wusste noch nicht recht, ob ich diese Stadt liebte oder hasste oder ob sie mir einfach gleichgültig war wie eine Landschaft, die man jeden Morgen aus dem Fenster eines Zuges vorbeigleiten sieht.

Als Kind und auch noch als Heranwachsende hatte ich immer davon geträumt, einmal in einer Stadt zu leben und zu arbeiten, die so warm wäre wie ein Mutterleib. Einladend sollte sie sein und sich zu meinen Füßen öffnen wie eine aufgehende Blütenknospe.

Und für einen kurzen, für einen sehr kurzen Moment in meinem Leben war ich auch sicher gewesen, dass ich es schaffen konnte. Doch es war, als hätte ich auf einem zugefrorenen See ein Schloss errichten wollen: Eine einzige gleißende Stichflamme hatte genügt, um alles zum Einsturz zu bringen und in den eisigen Tiefen versinken zu lassen.

Diese Stadt, Haven, hatte alles getan, um mich zurückzuweisen, mit Brutalität manchmal, einmal sogar mit ungewöhnlicher Gewalt, und dann wieder mit einer Gleichgültigkeit, die ich, so bildete ich mir ein, erwiderte.

Und dennoch, trotz allem, was mir hier passiert war und was ich mich immer noch zu vergessen zwang, trotz des Geheimnisses, das mich gefangen hielt, war ich geblieben. Dickköpfig und voller Wut. Und vielleicht war es auch Haven gewesen, das mich zu dem gemacht hatte, was ich heute war.

»Mein Gott. Und das an meinem ersten Tag im Dienst«, murmelte der Mann neben mir. Er war auf ein Knie gegangen, und der Saum seines Regenmantels streifte über das noch nasse Gras.

»Captain ... Sie wissen, was wir tun müssen«, wiederholte ich.

Der Mann sah hoch und löste die Augen endlich von dem Anblick zu seinen Füßen, der ihn in der vergangenen Viertelstunde völlig in den Bann geschlagen hatte.

»Es reicht, Wayne. Sie haben schon angefangen, damit zu nerven, bevor ich meinen Dienst überhaupt angetreten habe. Noch bevor überhaupt irgendjemand außer Zannier von meiner Ernennung wusste. Wenn ich bis jetzt noch nicht nachgegeben habe, dann doch aus dem einfachen Grund, weil ich Ihnen vertraue, oder? Das ist ein Vertrauensbeweis, verdammt noch

mal. Das sollten Sie zu schätzen wissen, anstatt mir auf die Nerven zu gehen.«

»Ja sicher, aber ich bin ...«, setzte ich an, doch er fiel mir ins Wort.

»Vielleicht ist es Ihnen nicht ganz klar, aber ich bin gerade erst angekommen, und ich kenne meine Leute überhaupt noch nicht. Von dem Mann, von dem Sie reden, ganz zu schweigen. Ich brauche Zeit, um die Lage einzuschätzen.«

»Zeit ist genau das, was wir nicht haben.«

*Wir können es uns nicht leisten, kostbare Stunden mit deinen taktischen Spielchen zu verschwenden, bloß weil du dich einzig und allein für deine Karriere interessierst,* dachte ich. Aber ich sprach es nicht aus.

Der Mann stand auf und trat vor mich. Er überragte mich um mindestens zwanzig Zentimeter, aber er war schlank wie ich, fast skelettartig mager. Das stahlgraue Haar warf feine Schatten auf sein verlebtes Gesicht, die Wangen waren eingefallen, und die Augen lagen unter der hervorspringenden Stirn tief in ihren Höhlen. Er war feingliedrig wie gewundener Eisendraht, und doch strahlten seine Bewegungen Energie und eine übersteigerte Selbstsicherheit aus, die mich von Anfang an beeindruckt hatten. Gacey ließ seinen Blick an mir hochwandern, hielt, bei meinem Gesicht angekommen, inne und sah mir fest in die Augen. Offenbar versuchte er, darin die Wahrheit zu lesen, oder zumindest einen Hinweis darauf, welchen Weg er einschlagen sollte.

Seit fast drei Wochen beharrte ich darauf, herausgefunden zu haben, welches der rechte Weg war. Aber es war mir nicht gelungen, ihn davon zu überzeugen.

Ich hielt seinem Blick stand und beschränkte mich darauf zu sagen: »Sie wissen, wie viel Zeit bereits vergangen ist. Wir sind schon über den üblichen Zeitraum hinaus. Sie haben diesen Fall genauestens studiert. Sie wissen, was das bedeutet.«

Der Mann machte ein finsternes Gesicht und rieb sich das Kinn. Er kniff die Augen so stark zusammen, dass nur noch Stecknadelköpfe zu sehen waren. Dann atmete er langsam aus.

»In Ordnung, Wayne. In Ordnung, Herrgott noch mal. Sie bleiben hier und beaufsichtigen die Arbeiten. Ich fahre los und hole ihn, wo auch immer er steckt.«

»Ich glaube, ich weiß, wo er sich gerade aufhält, Sir«, sagte ich.

Ich drehte mich um und zeigte auf einen Punkt in der Ferne. Die Stadt, die Sirenen, der Lichtschein, der Hubschrauber. Das ferne Hallen einer Explosion.

Das Telefon klingelte viermal.

Fünfmal.

Sechsmal.

Erst beim siebten Mal nahm der Mann am anderen Ende den Anruf an. Lucas lauschte dem Schweigen, das folgte.

Er befand sich im Inneren eines gepanzerten, als Zivilfahrzeug getarnten Polizeitransporters mit abgedunkelten Scheiben, einem Satellitenempfänger auf dem Dach und jeder Menge ausgeklügelter Technik an Bord. Der große LCD-Monitor vor ihm war in vier Quadrate unterteilt, die Aufnahmen von Überwachungskameras in direkter Übertragung zeigten. Die beiden Quadrate auf der linken Seite boten einen Blick auf die Straße, jeweils von einem Ende her. In der Mitte eines jeden Quadrats befand sich der Linienbus, der auf der Seite lag wie ein gestrandeter Wal. Dünne, ölglanzende Rauchfahnen standen über dem Wrack, wie vom Himmel hängende Gedärme.

Der Ausschnitt in dem Feld oben rechts war fest eingestellt, unbeweglich: Die Kamera zoomte auf den Balkon des fünften Stockwerks des Gebäudes, von dem geschossen worden war. Es war eine der Positionen, wo man den Täter vermutete, die wahrscheinlichste, aber es war kein Gewehrlauf zu sehen, kein Lichtreflex verriet die Waffe, die mit so zerstörerischer Wirkung eingesetzt wurde.

Das vierte Quadrat unten rechts war schwarz. Lucas wusste sofort, wozu es diente: Sie wussten, was gleich geschehen würde, und irgendwo war mit Sicherheit bereits eine Mikrokamera installiert, die Bilder an das Aufnahmesystem des Transporters senden würde. Dieses dunkle Quadrat war wie ein elektronisches Auge, das noch geschlossen war, sich aber bald öffnen würde. Bereit für ihn.

Als Lucas in den Transporter gestiegen war, dicht gefolgt von Martin, hatte er einen Moment gebraucht, um die Situation richtig einzuschätzen. Eine dünne Leiste aus LED-Leuchten, die unter dem Dach befestigt war, erhellt das Innere des mit Überwachungs- und Abhörtechnik vollgestopften

Transporters. Es roch künstlich, die Luft war gesättigt von dem Ozon, das die elektrischen Geräte abgaben. Vor einem Monitor saß ein Techniker, dessen Finger nur so über die Tastatur flogen. Auf seinem rasierten Schädel klemmte ein Kopfhörer mit Mikrofon, über sein Gesicht flackerte der Schein der verschiedenen Kontrollämpchen, die ihn umgaben. Die Lautsprecher neben dem Hauptmonitor waren gerade stumm.

Noch ein weiterer Mann befand sich im Wageninneren. Eher durchschnittlich groß und mit durchschnittlicher Figur, trug er einen makellosen, aber unauffälligen beigen Anzug, ein weißes Hemd, eine bordeauxrote Krawatte und dazu einen besorgten Gesichtsausdruck, die Zähne hinter angespannten Lippen fest zusammengebissen. Wahrscheinlich war er der Verhandlungsführer. Und wahrscheinlich war er wütend, weil er mit Lucas' Ankunft auf einen Schlag vollkommen überflüssig geworden war.

Lucas stellte sich nicht vor, ebenso wenig wie der andere, der es offenbar vorzog, direkt zum Thema zu kommen.

»Wir haben vor etwa zwanzig Minuten Kontakt hergestellt. Ein Mann, klingt selbstsicher, scheint zu wissen, was er tut. Macht nicht viele Worte. Na ja, er hat auch so gut wie nichts gesagt. Eigentlich hat er nur einen Namen genannt ...«

»Meinen, ich weiß«, unterbrach ihn Lucas. »Stellen Sie eine Verbindung her.«

»Hören Sie, ich weiß ja nicht, wie viel Erfahrung Sie mit solchen Verhandlungen haben, aber es ist ein Fehler, ihm sofort zu geben, was er will. Wir müssen uns Zeit lassen. Sie sollten mich erst noch einmal mit ihm reden lassen und ...«

»Haben Sie die letzte Explosion gehört, oder waren sie zu sehr damit beschäftigt, sich selbst reden zu hören?«, fiel ihm Martin ins Wort. »Oder glauben Sie vielleicht, wir wären hier im scheiß Bagdad, wo so was an der Tagesordnung ist?«

»Ja, wir alle haben die Explosion gehört«, antwortete der Verhandlungsführer, ohne sich von Martins Angriffslust aus der Ruhe bringen zu lassen. Er nickte zum Monitor hinüber. »Und gesehen haben wir sie auch: Es gab einen Schuss, und dann ist das Auto, das vor dem Geschäft da geparkt hat, in die Luft gegangen.«

Martin starrte den Unterhändler weiter an, aber Lucas sah, wie sich seine Gesichtsmuskulatur nach und nach entspannte. Wahrscheinlich zählte sein

Kollege gerade im Geist bis zehn.

»Es hat noch eine weitere, relativ kleine Explosion gegeben«, fuhr Martin schließlich in etwas versöhnlicherem Ton fort, »und ich hoffe nur, dass die Evakuierung bereits abgeschlossen war und sich niemand mehr in dem Geschäft aufgehalten hat, denn da war genug Sprengstoff, um jeden, der noch drin war, in einem Feuerball hochgehen zu lassen.« Er machte eine Pause und warf Lucas einen Blick zu. »Aber sie war auch ... mit geradezu chirurgischer Präzision ausgeführt. Heftig, aber nicht heftig genug, um die Struktur des Gebäudes zu schädigen. Und, nur für den Fall, dass Sie es vergessen haben sollten, das ist das Gebäude, in das das Sondereinsatzkommando aktuell einzudringen versucht.«

»Taktisch perfekt«, murmelte Lucas.

Der Unterhändler sah ihn verwirrt an, und Martin fiel die Aufgabe zu, es ihm zu erklären.

»Unsere Leute sind in Sicherheit, dem Himmel sei Dank, ich habe die Bestätigung gerade über Funk bekommen. Aber sie sitzen fest, sie können nicht mal durch die Hintertür rein. Das ist es, was mein Kollege meint: Der Schütze hat einen taktisch perfekten Zug gemacht. Der Feuerball, der aus dem Auto kam, hat sich zur Rückseite des Geschäfts hin entladen, neben dem Hintereingang. Das war eine gerichtete Sprengung. Jetzt müssen unsere Leute erst das Feuer löschen, bevor sie versuchen können, Zugang zum Treppenhaus zu bekommen. Was bedeutet, dass wir ...«

»Wir verlieren kostbare Zeit«, führte Lucas den Satz eisig zu Ende. »Also rufen Sie ihn an.«

Der Unterhändler zögerte noch ein paar Sekunden, gab dann jedoch, bevor Martin noch einmal aus der Haut fuhr, dem Techniker widerstrebend ein Zeichen, der daraufhin Lucas Kopfhörer und Mikrofon aushändigte. Als er sah, dass Lucas bereit war, das Gespräch zu beginnen, drückte der Techniker auf einen Knopf. Lucas hörte ein kurzes Summen, dann begann das Telefon zu klingeln.

Er wartete. Es klingelte sechs, sieben Mal. Dann ein Klicken.

Und dann Schweigen.

Der Mann am anderen Ende war in der Leitung, aber Lucas hörte nur das rauschende Echo seines eigenen Atems.

Er ließ einige Augenblicke verstreichen, den Blick auf die Bildschirme gerichtet, ohne sie wirklich zu sehen, dann sagte er: »Sie wollten mich

sprechen. Ich bin hier. Also?«

»Also, Lucas, müssen Sie jetzt tun, was ich Ihnen sage«, antwortete der andere.

Der Unterhändler hatte recht: Der Unbekannte hatte eine kontrollierte und sichere Stimme, die sich, durch die Lautsprecher übertragen, im ganzen Transporter ausbreitete. Mit verärgerten, hektischen Bewegungen gab der Unterhändler dem Techniker zu verstehen, dass er die Lautstärke herunterregeln sollte.

»Sie wollten mich sprechen. Ich bin hier. Also?«, wiederholte Lucas so monoton und emotionslos wie beim ersten Mal.

»Wie geht es Ihren Männern?«, wollte der andere wissen.

»Welchen Männern?«

»Denen mit den Präzisionsgewehren. Den handverlesenen Scharfschützen. Sie wissen genau, von wem ich rede.«

Lucas biss nicht an. Wieder ließ er ein paar Sekunden verstreichen, bevor er antwortete.

»Sie wollten mich sprechen. Das war es, was Sie verlangt haben. *Also?*«

Der Mann fuhr fort, als hätte Lucas gar nichts gesagt. »Ich hoffe, die Bombe hat niemanden verletzt. Jetzt müssen wir reden, Lucas, Sie und ich.«

Lucas entschied sich ein weiteres Mal für Schweigen.

Das Schweigen zog sich in die Länge. Der Unterhändler war kurz davor, etwas zu sagen, aber Lucas hob den Zeigefinger und erstickte seinen Impuls, ohne ihn auch nur anzusehen. Er ließ den Finger kurz in der Luft verharren wie ein Dirigent vor einem Orchester. Und nach einem weiteren Moment voller Hintergrundrauschen kehrte die Stimme zurück.

»Sie müssen raufkommen, Lucas. Die Treppe rauf. Zu mir. Und dann reden wir von Angesicht zu Angesicht.«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Sie werden mich kennenlernen.«

Noch eine Pause. Wie zuvor zog Lucas es vor, sie nicht zu füllen.

»Kommen Sie allein. Sie haben zehn Minuten, Lucas.«

»Was wollen Sie von mir? Ich wiederhole, ich kenne Sie nicht.«

»Möglich. Aber ich kenne Sie.«

*Klick.*

behelligen am Sonntag? Hatte man stattdessen einem unbedarften Neuling den unangenehmen Termin aufgehalst? Oder hatte der Oberstaatsanwalt Angst vor Elviras burschikoser Art? Immerhin war die Kirche involviert, ein Priester, egal ob Mord oder Selbstmord, da musste man diplomatisch vorgehen und so tun, als wäre nichts gewesen. Dazu war Elvira Barbarossa bekanntlich nicht fähig.

De Santis saß fest. Er schrieb Isabella eine SMS, in der er sie vertröstete, und gab dem Kommandanten der *Polizia Municipale* seine Handynummer. »Rufen Sie mich an, sobald der Staatsanwalt eintrifft. Ich unterhalte mich unterdessen mit dem Küster.«

# 4

Als De Santis neben dem Mann in der grauen Strickjacke ins Freie trat, war der Ort wie ausgestorben. Ihm fiel ein, dass längst das Spiel lief. Die Leute saßen zu Hause oder in einer Bar, verfolgten die Übertragung im Radio oder im Pay-TV.

»Wer weiß, wie sich die Mannschaft heute schlägt«, sagte er, um den Küster in ein Gespräch zu verwickeln.

»Eins zu eins«, erwiderte dieser, immer noch merkwürdig teilnahmslos.

Der Küster führte ihn quer über den Platz zu einer trostlosen Querstraße, in der sich ein Wohnblock an den nächsten quetschte - unterschiedliche Farben und Verputze, aber dieselbe fantasielose Zweckmäßigkeit.

»Was wird jetzt?«, fragte der Küster. »Von meiner Rente aus der Fabrik können wir die Miete nicht bezahlen.«

Er schloss den Aufgang zu einem Gebäude aus den Sechzigern auf. Kein Aufzug, dafür ein mit schwarzen Schriftzügen verschmiertes Treppenhaus, in dem Musik und die Fußballübertragung widerhallten. Im zweiten Stock betraten sie eine enge Wohnung. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Das Telefon hing neben Padre Pio im Flur an der Wand.

Aus der Toilette zog eine Duftwolke von Waschlauge und feuchtem Kalk herüber. Der Geruch von De Santis' Kindheit.

Die Frau des Küsters hatte dicke Krampfadern, die Zehen quollen aus den Badeschlappen, um die Äuglein zahlreiche Lachfalten. »Signor Commissario, ist Ihnen das eigentlich klar?«, rief sie. »Don Sebastiano! Ausgerechnet Don Sebastiano! Als ob wir nicht schon genug gestraft wären hier in Bagnoli!« Sie hielt De Santis am Ärmel fest und schüttelte ihn bei jedem Ausruf. »So ein guter Christenmensch, eine Seele von einem Priester, überall beliebt, mit einem Herz für Jung und Alt, Arm und Reich, Bucklig und Gerade. Ausgerechnet Don Sebastiano! Jetzt sagen Sie selbst!«

»Mach uns mal Kaffee!«, blaffte der Küster und führte den Gast ins Wohnzimmer. Ein stickiger Raum voller Polstermöbel, Spitzendeckchen, Familienfotos in Silberrahmen.

»Ich muss dringend mit der Haushälterin sprechen. Wann genau ist sie ausgezogen?«

Der Küster dachte nach und ruderte plötzlich mit den Armen. »Zwei Wochen, ungefähr, was weiß ich.«

»Und seitdem haben Sie die Signora nicht mehr gesehen?«

»Nein.«

Die Sache war ungewöhnlich. »Hat Don Sebastiano sie entlassen, oder wollte sie gehen?«, fragte De Santis weiter.

»Nein, nein, er hat ihr gekündigt.«

»Warum? War sie unzuverlässig?«

»Nicht dass ich wüsste.«

Verstohlen sah De Santis auf die Uhr. Inzwischen war es vier. Ob Isabella überhaupt noch auf ihn wartete? Wie gerne hätte er jetzt bei ihr im Bett gelegen, die kostbare Stunde der Intimität genossen, statt sich mit diesem trostlosen Fall herumzuschlagen. »Erzählen Sie, was heute passiert ist.«

Der Küster strich sich über die spärlichen Haare. »Also, ich gehe um acht Uhr die Kirche aufschließen. Und dann war da noch der ganze Saustall. Wir hätten heute eine Hochzeit feiern sollen, deshalb hatten die Arbeiter ja gestern aufgeräumt, angeblich. Aber Sie haben selbst gesehen, wie das hier aussieht.«

»Sie meinen die Besetzer.«

...

## **Ende der Leseprobe**

**MIT EINEM KLICK BESTELLEN**

[Mit einem Klick bestellen](#)